

MARTINA SAHLER UND HEIKO WOLZ
Die Zuckerbaronin

Weitere Titel der Autor:innen:

Die Zuckerbaronin (Band 1) – Marthas Geheimnis

Martina Sahler
Heiko Wolz

DIE
ZUCKER
BARONIN

Gwendolyns Hoffnung

Historischer Roman

LÜBBE

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © by Martina Sahler und Heiko Wolz

Copyright deutsche Originalausgabe © 2023 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Textredaktion: Anna Hahn, Trier

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de
unter Verwendung eines Coverkonzepts von © Johannes Wiebel |
punchdesign, München

Einband-/Umschlagmotiv: © Adobestock: Kathy | TTstudio; © iStock/
Getty Images Plus: cundra | ke77kz | Uwe Moser | standret

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7857-2305-0

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Figurenverzeichnis:

(Hauptfiguren sind fett gesetzt,
reale Figuren und Orte mit * gekennzeichnet)

In Ornbach

Gwendolyn Wallendorf, geb. Schinder 1891, nach der Heirat mit Alexander Wallendorf von allen nur »Zuckerbaronin« genannt

Alexander Wallendorf, geb. 1887, Juniorchef der *Donau Zucker AG* und Gwendolyns Ehemann

Annegret Wallendorf, geb. 1853, Alexanders Mutter

Leopold Wallendorf, geb. 1850, Alexanders Vater und todkranker Gründer der Zuckerfabrik

Micha, geb. 1894, Stallbursche auf Gut Theresienberg

Christian Lambert, geb. 1887, Vorarbeiter in der *Donau Zucker AG* und dortiger Vertrauter Gwendolyns

Jiri Dvorak, geb. 1866, Techniker, und seine Frau Tereza, geb. 1869, Krankenpflegerin, mit ihren Kindern Johann, Wolfgang und Irma

Florian Köhler, geb. 1886, Schreinermeister und einer der besten Freunde von Alexander

Gerhard und Brigitte Köhler, geb. 1860 und 1863, Florians Eltern

Marianne Köhler, geb. 1840, Florians Großmutter

Vinzenz Winkler, geb. 1887, Bauer, verheiratet mit Kathi, gehört zu Alexanders Freundeskreis

In Polderfeld

Martha Meininger, geb. Schinder 1880, Gwendolyns älteste Schwester und besessene Saccharin-Schmugglerin

Benno Meininger, geb. 1884, Marthas Mann mit eigenen Zukunftsplänen

Helena Schinder, geb. 1894, Gwendolyns jüngste Schwester

Max Arenburg, geb. 1850, Nenn-Onkel der Schinderschwestern und als Sozialdemokrat im Deutschen Reichstag

Cilly Meininger, geb. 1894, Bennos Schwester und Helenas beste Freundin

In Englingen (auf deutschem Gebiet nahe der schweizerischen Grenze)

Rupert Vogel, geb. 1849, Zöllner mit dem Lebenssinn, den Saccharin-Schmuggel zu unterbinden

In Buchel (aufschweizerischem Gebiet nahe der deutschen Grenze)

Andrin Brunner, geb. 1889, undurchsichtiger Lieferant für Saccharin nach Deutschland

Loris Brunner, geb. 1888, Andrins Bruder, verlobt mit der Müllerstochter Bernadette

Beat Brunner, geb. 1860, Onkel der Brüder, Gemischtwarenhändler

In Leipzig

Lisa Bergner, geb. 1890, Schankmagd im Auerbachs Keller und ehemalige Geliebte von Alexander Wallendorf

Matti Bergner, geb. 1909, Lisas Sohn

Gertrud Wimmer, geb. 1848, Lisas Kollegin

Hannes Dankwerts, geb. 1844, Wirt im Auerbachs Keller

Ludwig Ehrenfeld, geb. 1859, Stadtrat, der mit Lisa aneinandergerät

In Salbke (Magdeburg)

August Klages*, geb. 1871, Chemiker und Nachfolger des verstorbenen Saccharin-Erfinders Constantin Fahlberg* in der Saccharin-Fabrik

Moritz List*, geb. 1861, Mitbegründer der Saccharin-Fabrik

Cornelia Raimund, geb. 1885, Journalistin beim *Leipziger Tageblatt*

In den USA

William H. Taft*, geb. 1857, 27. US-Präsident

Harvey W. Wiley*, geb. 1844, Leiter des *Bureau of Chemistry* im amerikanischen Landwirtschaftsministerium und heftiger Gegner von Saccharin

Ira Remsen*, geb. 1846, Präsident der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore

Teil 1

September und Oktober 1911

Bayerischer Wald bei Deggendorf, Schweiz und Leipzig

Neue Wege

1

Mitte September 1911, Ornbach, Gut Theresienberg

Gwendolyn öffnete das Schlafzimmerfenster und nahm einen tiefen Atemzug. Ihr Blick glitt zu den Wiesen und Weiden von Ornbach bis zu den angrenzenden Dörfern. Im Tal lag ein fein gewobenes Tuch aus Nebel über der Donau, doch der Himmel war klar. Noch vor Mittag würde der Fluss sich als funkelndes Band durch den Bayerischen Wald schlängeln.

Der Tag versprach, blau und hell zu werden. Ein schöner Ausgleich nach dem nassen Sommer. Die Bäume standen noch in sattem Grün, auf den Weizenfeldern wogten die Halme. Die Rübenäcker zogen sich durch die Landschaft, braun und gelb vom Blattwerk, das nach der Ernte als Dünger diente. Die Luft war erfüllt von dem Duft nach Muttererde und Moos, der sich mit den süßlichen Röstaromen aus der Zuckerfabrik mischte. Gwendolyn hatte sich an diesen Geruch gewöhnt. Er gehörte zu Gut Theresienberg wie das Schnauben der Pferde auf der Weide, die lang gezogenen Schreie der Greifvögel über den Baumwipfeln, das ununterbrochene Rattern und Zischen der Maschinen in der Firma, sobald die Zuckerkampagne im September begann.

Gwendolyn fröstelte in ihrem leichten Hemd, die Härchen an ihren Unterarmen richteten sich auf. Sie hielt das Gefühl aus, bis die Kühle den letzten Rest Verschlafenheit vertrieben hatte.

Seit Wochen fiel es ihr schwer, nachts Ruhe zu finden. Ihre Schwiegermutter Annegret hatte ihr Baldriantee und ein Kirschkernkissen besorgt, nachdem ihr beim Frühstück die dunklen Ringe unter Gwendolyns Augen aufgefallen waren. Geholfen hatte keins von beiden. Es gab Gedanken, die kein Tee und keine Wärme besänftigen konnten.

Drüben an der Kreuzung von der Hauptstraße zum Gut erklang das dumpfe Knattern eines Lastwagens. Das Gefährt nahm den Weg hinauf zur Fabrik hinter dem Hof. Der Fahrer hielt an, stieg aus und sah sich suchend um, offenkundig überfordert vom Anblick der vielen Hallen, Türme und Silos. Bauer Gaißberger aus Fellenau lieferte zum ersten Mal seine Ernte an. Vor einigen Monaten hatte Gwendolyn ihn wie zahlreiche andere Landwirte aus der Gegend davon überzeugt, dass Zuckerrüben lukrativer für ihn wären als Kartoffeln oder Mais. Dem Vertrag über fünfzehn Jahre hatte er nicht widerstehen können, versprach er ihm doch, fünfmal die Rübenernte in der *Donau Zucker AG* versilbern zu können. Etwa alle drei Jahre konnte ein Landwirt Rüben anpflanzen, dazwischen galten Winterweizen und Gerste als optimale Fruchtfolge, um den Boden zu schonen. Gwendolyn hatte sich eingehend mit der Lage der Bauern beschäftigt, beriet sie nicht nur beim Anbau, sondern sorgte auch für das Saatgut. Damit stellte die *Donau Zucker* sicher, dass nur die beste Qualität für die spätere Produktion heranwuchs. Eine Situation, die für beide Parteien von Vorteil war: Die niederbayerischen Bauern sicherten die Zukunft ihrer Familien, die Firma bekam weitere Ware direkt aus der Region, preisgünstig, weil sie nicht quer durch Deutschland transportiert werden musste.

Den anstehenden Gewinn schien Gaißberger bereits in den Kauf des Lastkraftwagens investiert zu haben. *Benz-Mannheim* prangte in weißer Schrift auf der grünen Ladebordwand. Ei-

nige Bauern hatten sich solche Fahrzeuge angeschafft, der Fortschritt machte vor Niederbayern nicht Halt und würde bald auch jene überzeugen, die ihre Ernte wie eh und je mit Pferdefuhrwerken brachten. Es war ein Kommen und Gehen in diesen Wochen. Die Firma hatte auf den Wegen rund um das Gut Hinweisschilder aufgestellt, allein um sich abzusichern, sollte es aufgrund des hohen Verkehrsaufkommens oder verschmutzter Straßen Unfälle geben. *Achtung, Rübenkampagne!*

Gwendolyn schloss das Fenster und schlüpfte aus ihrem Seidenhemd. Ihr Blick fiel auf das Bett, die Laken waren von der Nacht zerwühlt. Alexander lag seitlich auf einem Arm, nur bis zu den Hüften zugedeckt. Sie mochte es, dass er mit freiem Oberkörper schlief. Wäre sie Künstlerin, würde sie ihn malen mit seiner glatten Haut, den muskulösen Armen, den zerzausten Haaren. Sein Mund stand leicht offen. Es war nicht alles rosig in ihrer Ehe, bestimmt nicht. Aber seit ihrer Hochzeit im April letzten Jahres empfand sie noch immer das Gefühl grenzenloser Liebe, wenn sie ihn betrachtete. Mit einem Kribbeln im Nacken erinnerte sie sich an den vergangenen Abend, als er ihr bewiesen hatte, wie sehr er sie begehrte.

Sie wandte sich von seinem Anblick ab, unterzog sich einer Katzenwäsche am Becken, das zu ihrem Schlafzimmer gehörte. Im Jahr zuvor hatte es einige Renovierungen auf Gut Theresenberg gegeben. Die Fabrik war auf dem neuesten technischen Stand mit den hochmodernen Kesseln, der Elektrik, den Wasserrohren, in denen die Rübenschnitzel transportiert wurden. Im Wohnhaus hatte man sich noch bis vor wenigen Monaten mit einer bescheideneren Ausstattung zufriedengegeben. Doch Gwendolyns Einzug schien die Bewohner wachgerüttelt zu haben, obwohl sie selbst nicht aus luxuriösen Verhältnissen stammte. Auf dem Schinderhof, ihrem Elternhaus, wuschen sich nach wie vor alle am Brunnen im Hof. Alexander hatte

enormen Ehrgeiz darauf verwandt, in sämtliche Zimmer im Gut Stromleitungen zu verlegen. Es gab fließendes Wasser, sowohl in der oberen Etage, die Gwendolyn mit ihm bewohnte, als auch im Parterre, wo ihre Schwiegereltern lebten. Sogar im Anbau für das Personal hatten die Handwerker tagelang Strippen gezogen und Sicherungen installiert. Gwendolyn war Alexander dankbar, dass er sich darum gekümmert hatte. Aber noch lieber wäre es ihr gewesen, er hätte seine Energie in die Firma gesteckt. Dazu gehörte auch, sich um verwirrte Bauern zu kümmern, die nicht wussten, wohin mit sich und ihrer Ware.

Abends verbrachte sie gern ausgiebig Zeit im luxuriösen Badezimmer mit der auf Löwenfüßen stehenden Keramikwanne, jetzt musste es schnell gehen. Sie öffnete ihren Schrank, sah die auf Bügeln hängenden Kleider der Reihe nach durch und entschied sich für das dunkelblaue mit der Stickerei am Stehkragen, dem spitzen Ausschnitt und den Hirschhornknöpfen bis zur Taille. Es war edel genug, dass es der Ornbacher Zuckerbaronin, wie die Leute sie mittlerweile nannten, würdig war. Andererseits bot es mit dem in Falten gelegten wadenlangen Rock und den weiten Ärmeln ausreichend Bewegungsfreiheit. So elegant Gwendolyn sich präsentierte, sie packte nach wie vor mit an, wenn es nötig war.

Wie rasch sie sich an diese Auswahl an Garderobe gewöhnt hatte. Auf dem Schinderhof hatte sie zwei gute Kleider für Sonn- und Feiertage besessen, daneben nur schlichte Arbeitskleidung aus dickem, graublauem Stoff.

Die Gedanken an den Hof legten einen Schatten auf ihr Gemüt. Sie dachte an den Tod des Vaters im Frühjahr vergangenen Jahres genau an ihrem Hochzeitstag, seine Beerdigung auf dem Polderfelder Friedhof. Pfarrer Lindemanns bewegende Worte für *den guten Mann, der so viel für das Dorf getan hatte*, die ihr zugetragen worden waren. Noch immer schmerzte es

sie, dass sie erst nach der Zeremonie, als alle schon gegangen waren, an sein Grab hatte treten und sich unter Tränen von ihm verabschieden können. Sie hatte sich von ihrer Familie losgesagt – lossagen *müssen*, um den Segen der Wallendorfs für die Hochzeit mit Alexander zu erhalten. Das hatte Leopold Wallendorf so verfügt, also hatte sie auch nichts am Sarg ihres Vaters zu suchen! Alle wussten, dass die glorreichen Taten, von denen Lindemann gesprochen hatte, den Schleichhandel mit Saccharin betrafen. Zu Lebzeiten hatte Gwendolyns Vater als der Schmugglerkönig von Bayern gegolten, nach seinem Tod war er für viele zum Märtyrer emporgestiegen. Gwendolyn konnte sich ausmalen, wie in den ersten Wochen in den Gasthöfen über die genaueren Umstände des *Unfalls* an der Grenze zu Böhmen spekuliert worden war. Der Polizist Alfons Hartler war ebenfalls in den Abgrund gestürzt. Die beiden Männerleichen fand man, zum Teil mit Saccharintüten bedeckt, am kiesigen Ufer eines Flusstales, vom Sturz aus fünf Metern Höhe mit gebrochenen Gliedmaßen und Schädelfrakturen. Sie schüttelte sich bei der Vorstellung und kämpfte die Tränen nieder. Keiner wusste, ob ihr Vater den Polizisten zu einem Geschäft hatte überreden wollen oder ob der Gesetzesmann ihm bei einem Schmuggel auf den Fersen gewesen war, bevor das Unglück passierte. Gwendolyn fand beides unwürdig und traurig zugleich.

Zu ihren Schwestern war die Beziehung angespannt, seit sie Alexander Wallendorf geheiratet hatte. Mit der jüngsten, Helena, traf sie sich gelegentlich, ohne dass die ältere, Martha, darüber Bescheid wusste. Sie hätte sich eher die Hand abgehackt, als sie Gwendolyn zur Versöhnung zu reichen. Die Verstimmung drückte ihr auf die Seele, aber eine Annäherung hätte ohnehin nur heimlich vonstattengehen können.

Manchmal glaubte Gwendolyn, sie hätte sich gut mit all-

dem arrangiert, ihre Liebe zu Alexander würde jeden Anklang von Schwermut überdecken. Aber in letzter Zeit quälte sie zunehmend der Schmerz des Verlusts, der in ihrem Leib rumorte.

Doch genug der trüben Gedanken! Der Tag war jung, der Tag war schön, es gab viel zu tun! Noch bevor sie sich das Kleid über den Kopf ziehen konnte, vernahm sie Alexanders Stimme hinter sich. »Sei nicht ungemütlich, Gwendolyn. Komm wieder ins Bett, hier ist es kuscheliger.«

Sie wandte sich um. Einladend hob er die Decke, und ein paar Sekunden lang war sie in Versuchung, sich an seinen warmen Körper zu schmiegen, sich streicheln zu lassen, jeden Zentimeter seiner Haut zu küssen, bis sie beide mehr wollten. Aber nein, später. Sie wurde draußen gebraucht. Mit drei Schritten war sie bei ihm, beugte sich hinab, küsste ihn. Er hielt sie, zog sie an sich, doch sie befreite sich lachend. »Raus aus den Federn mit dir!«

Statt einer Antwort warf sich Alexander auf die andere Seite und wandte ihr den Rücken zu. Mit gespielterm Schnarchen demonstrierte er, was er von ihrem Vorschlag hielt.

Gwendolyn lachte und war kurz darauf angezogen. Sie wählte ihre Schnürstiefel, die bis zu den Waden reichten. Am frühen Morgen waren die Wege trotz des herrlichen Spätsommerwetters matschig von der nächtlichen Feuchtigkeit.

Sie schaute zurück, bevor sie die Tür öffnete. Alexander beobachtete sie mit hinter dem Kopf verschränkten Armen. Sie warf ihm eine Kuschhand zu und verließ das Schlafzimmer. Der Teppich auf der Treppe dämpfte ihre Schritte, aus der Küche vernahm sie das Klappern von Töpfen und Besteck. Der Duft nach frisch aufgebrühtem Mokka stieg ihr in die Nase. Sie freute sich auf das Frühstück, das sie seit vier Wochen nur zu dritt einnahmen: Alexander, seine Mutter Annegret und sie. Ihr Schwiegervater verließ das Bett nicht mehr.

Sie strebte auf das mächtige Portal zu und passierte sein Schlafzimmer. Annegret war vor einigen Wochen dort ausgezogen. Das Röcheln, Husten und Würgen hatten ihr den Schlaf geraubt. Sie hatte sich im Gästezimmer am anderen Ende des Flurs gegenüber der Küche wohnlich eingerichtet, sah aber oft nach ihrem Mann und vergewisserte sich, dass es ihm an nichts fehlte. Leopold kränkelte schon seit vergangenem Jahr, hatte die letzte Rübenkampagne jedoch zu Gwendolyns Erstaunen dennoch größtenteils in Eigenregie bewältigt. Obwohl er seinen Sohn zu seinem Nachfolger erklärt hatte, ließ er ihn kaum zum Zuge kommen. Gwendolyn wartete darauf, dass Alexander dem alten Herrn endlich die Stirn bot und sich in die Firma einbrachte, wie man es von einem Juniorchef erwarten durfte. Aber es schien, als ob er sich umso passiver verhielt, je engagierter sich sein Vater gab. Am Morgen noch lange nach ihr im Bett liegen zu bleiben gehörte zu den Freiheiten, die er sich mit Selbstverständlichkeit nahm. Gwendolyn hingegen war es vom Schinderhof gewohnt, mit den Hühnern aufzustehen und das Tagwerk anzupacken.

Annegret Wallendorf verließ soeben das Schlafzimmer und schloss die Tür, die Klinke mit beiden Händen umfassend, leise hinter sich. Die Frauen begrüßten sich mit einem Wangenkuss.

»Wie geht es ihm, Mutter?«, erkundigte sich Gwendolyn. Annegret hatte ihr die vertraute Anrede angeboten. Sie fühlte sich geehrt, obwohl ihre wahre Mutter immer Barbara Schinder bleiben würde, die auf einem Felsen im selben Bach ihr Ende gefunden hatte wie der Vater. Gwendolyn schlang die Arme um sich, doch diesmal war es kein Luftzug, der sie frösteln ließ. Hatte sie sich für heute nicht von den trüben Gedanken verabschieden wollen?

Annegrets Augen wirkten verhangen, die Stirn gefurcht, als sie auf Gwendolyns Frage antwortete: »Er schläft noch und

hustet zwischendurch. Ich habe sein Gesicht mit einem Lap-
pen gekühlt und ihm Wasser gebracht. Seine Haut hat einen
ungesunden Glanz, ich mache mir Sorgen.« Sie tupfte sich mit
einem Finger die Augenwinkel.

Gwendolyn zog sie an sich. »Du gibst ihm die beste Pflege,
die er bekommen kann. Er spürt, dass du bei ihm bist, da bin
ich mir sicher. Kommt Tereza heute?« Die Frau des für die
Donau Zucker AG tätigen Technikers Jiri Dvorak war vor zwei
Jahren mit ihren drei jugendlichen Kindern den kärglichen
Verhältnissen in Pilsen entflohen, um bei ihrem Mann in Bay-
ern ein neues Zuhause zu finden. Jiri war schon einige Mo-
nate zuvor ins *Zuckerquartier* gezogen. Die in der Nähe der
Fabrik aus dem Boden gestampfte Werksiedlung galt über
die Landesgrenzen hinaus als ein hervorragender Ort zum
Leben für Arbeiterfamilien und wartete mit sozialen Einrich-
tungen wie einem Kindergarten, einer Krankenstation und
vielen anderen Annehmlichkeiten auf. Tereza, die gelernte
Krankenschwester war, verdiente durch ihre Tätigkeit als
Pflegerin des alten Leopold ein Zubrot für ihre Familie. Ihre
beiden Söhne fuhren jeden Tag mit dem Bus nach Deggen-
dorf und besuchten das dortige Gymnasium. Die Tochter
Irmi ging noch zur Grundschule in Ornbach. Nachmittags
brachte Tereza sie manchmal mit. Dann kauerte sie mit an-
gewinkelten Beinen auf einem Ohrensessel in der Bibliothek,
die Nase in ein Buch gesteckt.

Annegret nickte. »Gegen zehn Uhr. Ich bin froh, dass wir sie
haben.« Gwendolyns Schwiegermutter war zwar hochgewach-
sen, aber ihr Knochenbau war zart, ihr Rücken gebeugt, ob-
wohl sie die sechzig noch nicht erreicht hatte. Sie wäre schnell
überfordert damit, den alten Mann allein zu waschen oder um-
zukleiden. Tereza hingegen war stark wie eine Bärin, sie scheute
sich vor nichts.

»Die Familie Dvorak ist ein Glücksgriff«, bestätigte Gwendolyn und strebte weiter zur Tür.

»Kommst du nicht zum Frühstück?«, erkundigte sich Annegret. »Was ist mit Alexander?«

»Fang ruhig ohne uns an. Alexander ... Er braucht noch ein paar Minuten. In der Zeit sehe ich nach dem Bauern Gaißberger. Ich fürchte, er weiß nicht, wohin mit den Rüben.«

»Das kann doch Joseph oder ein anderer Angestellter übernehmen!«, rief Annegret ihr hinterher, aber Gwendolyn war schon draußen, lief über den Hof auf die Straße, die der Landwirt mit seinem Benz inzwischen hinaufgefahren war. In Höhe der Pferdeställe hielt er erneut an und stieg aus, stemmte die Hände in die Hüften und runzelte die Stirn, während er sich umschaute.

»Grüß Gott, Herr Gaißberger!« Sie packte die Seiten des Rocks und eilte auf ihn zu.

Der Bauer zog die Mütze von den grauen Stoppelhaaren. Mit einem Grinsen, das eine breite Lücke zwischen seinen Schneidezähnen offenbarte, sah er ihr entgegen. Seine Augen blitzten, als er sie wohlwollend vom Scheitel bis zur Schuhspitze betrachtete. Gwendolyn kannte solche Blicke. Noch vor zwei Jahren hatte sie sich gefragt, wie andere Frauen es anstellten, dass Männer sie auf diese Art ansahen. Sie hatte sich minderwertig gefühlt, vor allem im Vergleich mit der älteren Schwester Martha. Seitdem war etwas passiert, ohne dass sie den Finger darauflegen konnte. Vielleicht hatte Alexanders Liebe sie verändert?

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt mit meiner Knattermaschine, gnädige Frau!« Trotz seiner saloppen Bemerkung war er unverkennbar stolz auf den mit goldfarbenem Kühler und Lampen ausgestatteten Lastkraftwagen.

»Ach, woher denn!« Gwendolyn lachte ihn an, bevor ihr

Blick zur Ladefläche ging. Unter der weißen Plane zeichnete sich ein Berg von Zuckerrüben ab. »Ich bin immer früh auf den Beinen. Und ich hätte Ihnen sagen müssen, dass Sie den Weg hinter Ornbach herauf nehmen sollen. Der führt direkt zum Lager. Aber von hier aus geht es auch. Lassen Sie uns einsteigen, ich zeige es Ihnen.«

Kurz darauf saß sie auf dem Beifahrersitz und dirigierte den Mann mit Handzeichen um Gut Theresienberg herum, vorbei an den Produktionshallen bis zur Lastenwaage. Auf diese fuhr der Bauer mitsamt seinem Wagen, das Gewicht des Fahrzeugs wurde abgezogen sowie ein Prozentsatz für mit aufgeladene Ackersteine, sodass er gleich den Betrag ausgehändigt bekam, den ihm die Fuhre einbrachte. Mit zufriedennem Gesichtsausdruck nahm er die Scheine entgegen.

Drei Männer kamen aus der Fabrik, alle in kurzen Hosen und Unterhemden, die Haare verschwitzt, die Gesichter verdreht. Die Temperatur in der Halle war zum Teil unerträglich, besonders in der Nähe der Kessel. Die Erschöpfung war den Zuckerkochern anzusehen. Nach der zwölfstündigen Nachtschicht warteten sie auf die Ablösung. Auch Christian Lambert war dabei, ein aus Bamberg stammender Mann von vierundzwanzig Jahren, der im letzten Herbst nach wenigen Wochen von seiner Tätigkeit vom Lageristen zum Vorarbeiter aufgestiegen war. Leopold Wallendorf hatte sein Potenzial schnell erkannt. Christian behielt nicht nur in brenzligen Situationen den Überblick, er hatte auch ein Händchen dafür, die ihm unterstellten Männer anzuleiten. Solange es Fachkräfte waren. Mit ungelernten Arbeitern und dem einzigen Lehrling, den sie zurzeit hatten, gab er sich barsch. Ein Perfektionist, dem mangelndes Fachwissen und fehlende Erfahrung gegen den Strich gingen. Seine direkte Art stieß manchen auf, Gwendolyn hingegen schätzte sie. Wie es sich für seine gehobene Stel-

lung gehörte, trug er ein graues Hemd und lange Hosen. Er schob sich die Kappe in den Nacken, eine Locke seiner dichten schwarzen Haare fiel ihm in die Stirn. Etwas skeptisch beobachtete er, wie Gaißberger den Wagen einige Male umrangierte, bis er so stand, dass die Männer die Rüben neben den bereits angehäuften gigantischen Haufen herunterschaukeln konnten. Von hier aus liefen die Knollen über ein Förderband zu einer Waschanlage, in der sie von Dreck, Steinen und Gräsern befreit wurden. Lambert winkte Gwendolyn zu, als sie vom Beifahrersitz sprang und sich gedankenverloren die Hände am Rock abwischte. »Holst du unsere Goldschätze jetzt schon persönlich ab?«

Bevor Gwendolyn antworten konnte, stürmte ein hagerer junger Mann mit roten Segelohren heran. In knappen Worten berichtete er von merkwürdigen Geräuschen in einer der Maschinen. Lambert runzelte die Stirn, offenbar ungehalten über die kindliche Aufregung, und wies auf eine der Hallen. »Der Schlosser soll sich das ansehen.«

Der Junge flitzte davon.

Gwendolyn reichte dem Vorarbeiter die Hand. Er war einer der wenigen, dem sie das Du angeboten hatte. »Ich habe Gaißberger nur den Weg gezeigt, Christian.«

»Mhm. Die Schneidemaschine macht schon wieder Zicken. Dein Mann wollte sich längst darum kümmern, dass sie ausgetauscht wird.«

Hatte Gwendolyn gerade gedacht, dass sie ihn für seine offenen Worte schätzte? Jetzt fühlte sie sich ertappt. Als wäre es ihre Schuld, dass noch nichts geschehen war. »Sicher hat er schon etwas organisiert, und es verzögert sich nur.« Die Schneidemaschine zerteilte die gewaschenen Rüben mit geschliffenen Messern in Schnitzel, aus denen in den Kesseln der Zuckersaft gewonnen wurde. Dieser wurde so lange geköchelt, bis sich

eine dickflüssige, hochkonzentrierte Flüssigkeit bildete, aus der der Zucker herauskristallisiert werden konnte. Die Prozesse in der Fabrik liefen wie in einem Uhrwerk. Fiel eine Komponente aus, brach die gesamte Produktion zusammen.

Christian kniff ein Auge zu, den Unglauben verbarg er nicht. »Jiri gibt dem Ding keine Woche mehr. Wenn die mitten in der Kampagne ausfällt, haben wir ein Problem, das weißt du. Aber gut, es ist nicht mein Geld, das dann verloren geht.« Er griff in seine Brusttasche und klopfte sich eine Zigarette aus einem Päckchen. »Wenn der gnädige Herr meint, es sich leisten zu können. Solange mein Arbeitsplatz erhalten bleibt ...«

Gwendolyn wusste, dass Christian nicht viel von Alexander hielt. Sie übergang seine Bemerkung, legte ihm beruhigend die Hand auf den Unterarm. Eine Geste, die er mit einem einnehmenden Lächeln quittierte, sodass sie ihm die Kritik an ihrem Mann verzieh. »Ich kümmere mich darum, versprochen. Morgen gebe ich dir Bescheid.«

Bei ihrem Kennenlernen hatte Alexander darauf gebrannt, sich auf seine Weise in der *Donau Zucker* zu engagieren. Und nun? Sein Interesse ließ mit jedem Monat mehr nach. Vielleicht hatte ihn der unermüdliche Eifer seines alten Herrn abgeschreckt, vielleicht fand er, dass Gwendolyn genug Tatkraft für sie beide investierte. Sie hatte vom ersten Tag an ihren Platz im Unternehmen gesucht, anfangs im Schatten des Seniors und jetzt, da er krank im Bett lag, an vorderster Front. Sie kannte jeden Mitarbeiter beim Namen, die Stärken und Schwächen, die familiären Verhältnisse und die Einstellung zur Firma. Sie wusste, wer welche Aufgabe hatte und wen sie bei welchen Angelegenheiten fragen musste. Sich in die Buchhaltung mit allen Tabellen von Einnahmen und Ausgaben, den Kosten und Gewinnen einzuarbeiten, war ihr besonders leichtgefallen. Sie hatte ein Faible für Zahlen und schon bei den Schmuggelge-

schäften ihres Vaters die Finanzen geklärt – mit einem ungu-
ten Gefühl im Magen. Im Schinderhaus hatte sie kreativ werden
müssen, um die Erträge durch den Schleichhandel zu verschlei-
ern. Bei der *Donau Zucker* ging alles rechtens zu, auch wenn
ihre Schwester Martha stets von *Ausbeutung* gesprochen hatte,
sobald sie auf die Industrie im Allgemeinen und die Fabrik
der Wallendorfs im Speziellen zu sprechen gekommen waren.
Schimpfreden, die sie vom Vater übernommen hatte. Seit sei-
nem Tod polterte sie nur noch lauter über die Ungerechtigkei-
ten, wie Gwendolyn von Helena erfuhr.

Sicher, die Löhne für die Angestellten waren gering. Leo-
pold war immer schon ein Pfennigfuchser gewesen. Aber das
würde sich ändern, sobald Alexander endgültig seine Nach-
folge antrat, dafür würde Gwendolyn sorgen. Die Leute sollten
gern für sie arbeiten.

»Ich nehme Sie mit zurück«, bot Bauer Gaißberger wenige
Minuten später an, nachdem er und die Männer alles abgela-
den hatten und Christian sich mit seinen Kollegen verabschie-
dete.

Gwendolyn schüttelte den Kopf, hielt das Gesicht in die
Morgensonne. »Fahren Sie ruhig ohne mich. Ich laufe gern
ein Stück.« Sie machte sich auf den Weg, vorbei an der Fabrik
und hinüber zum Gutshof. Sie passierte den kleinen Teich, die
Weide für die Pferde. Schade, dass Kutscher Joseph und sein
Stallbursche Micha die Stute Mondschein nicht nach draußen
gebracht hatten. Sie hätte sie gern begrüßt. Sie hoffte, dass Ale-
xander und sie bald wieder einige freie Stunden finden wür-
den, um gemeinsam auszureiten. Sonst vergaß das Pferd sie am
Ende noch! Weiter ging es am Rosengarten vorbei, in dem ver-
einzelte altrosa Blüten standen. Kurz darauf nahm Gwendolyn
einen Nebeneingang in den Hof und steuerte das Haupthaus
an. Wenig später saß sie mit Annegret beim Frühstück. Al-

lein. Offenbar lag Alexander immer noch im Bett. Heute kam ihr das gelegen. Sie erschrak, als sie zur Uhr über dem Buffetschrank schaute. Schon nach acht! Sie musste sich beeilen. Der Termin in Deggendorf war wichtig. An die Schneidemaschine würde sie Alexander nach ihrer Rückkehr am Nachmittag erinnern.

»Du hast es eilig?« Annegret bestrich sich ein Scheibe Brot mit Honig.

Gwendolyn zuckte zusammen und setzte die Kaffeetasse ab. Merkte man ihr die Ungeduld so deutlich an?

»Ich habe ein Treffen in der Stadt, zu dem ich nicht zu spät kommen will.«

Annegret musterte sie mit hochgezogenen Brauen, die Frage war offensichtlich. Aber nein, sie würde nicht mehr preisgeben. Dieser Termin betraf nur sie und Alexander, selbst wenn der nichts davon wusste. Auch darüber würde sie später mit ihm sprechen, sofern sich die Gelegenheit ergab.

»Mutest du dir nicht zu viel zu, Gwendolyn? Du weißt, dass es dem Kinderwunsch nicht förderlich ist, wenn die Frau sich zu heftigen Strapazen aussetzt.«

»Ich bin nicht überfordert, die Arbeit macht mir Freude«, antwortete Gwendolyn schnell. Zu schnell. Zum zweiten Mal am heutigen Morgen fühlte sie sich unangenehm ertappt. »Ein Kind kommt, wann es kommen möchte. Wir haben keine Eile.«

»Nun, es wäre schön, wenn Leopold es noch miterleben könnte, Großvater zu werden. Vielleicht würde das sogar zu seiner Genesung beitragen.«

Eine bleischwere Last legte sich auf ihre Schultern. Nicht zum ersten Mal fiel ein solcher Kommentar. Annegret meinte es nicht böse, Gwendolyns eigene Mutter Barbara hätte ebenso nachgeföhlt, wann das Ehepaar denn Nachwuchs plante. Den-

noch ... Natürlich wollte sie eine Familie gründen. Aber man konnte es nicht erzwingen, oder? An diesem Tag würde sie zumindest erfahren, ob es irgendetwas gab, das in ihrer Macht lag, um die Sache zu beschleunigen.

»Ich nehme den Ford«, wick sie aus. »Alexander scheint ihn heute Vormittag nicht zu benötigen.« Das Auto war sein ganzer Stolz, aber seit er Gwendolyn das Fahren beigebracht hatte, nutzte auch sie es bei jeder Gelegenheit.

»Gut. Ich schaue mir die Personalsituation an. Möglicherweise müssen wir ein paar zusätzliche Leute für die Kampagne einstellen«, erklärte Annegret. Ihre Aufgabe lag darin, sich um die Mitarbeiter zu kümmern. Sie koordinierte die Wohnungsvergabe in der Siedlung, bestimmte die Mietpreise und beurteilte neue Bewerber.

Ohne sie stünde es schlecht um die Firma, überlegte Gwendolyn auf der Fahrt nach Deggendorf, als sie mit dem Ford an der Donau entlangbrauste. Im Grunde hielten sie beide den Betrieb am Laufen. Zwei Frauen an der Spitze der mächtigen *Donau Zucker AG*. Wer hätte das gedacht?

Sie verdrängte sämtliche Gedanken an die Fabrik und stellte den Wagen vor der Praxis von Dr. Beisenwild ab. Drinnen musste sie nicht lange warten, bis sie im Untersuchungsstuhl lag und den Atem anhielt, während der Arzt sie abtastete. Als sie sich eine Viertelstunde später hinter dem Paravent ankleidete, hörte sie am Wasserplätschern, dass Beisenwild sich über dem Keramikbecken die Hände wusch. »Es gibt nicht den geringsten Grund zur Sorge, liebe Frau Wallendorf«, sagte er im Plauderton. »Sie sind kerngesund, einer Schwangerschaft steht nichts im Wege.«

Gwendolyn spürte Erleichterung und Verzweiflung zugleich. Wie beruhigend, dass ihr nichts fehlte. Aber wie viel hätte sie darum gegeben, wenn der Arzt irgendetwas gefunden

hätte, das man beheben konnte! Denn wenn alles in Ordnung war, woran scheiterte es dann? An mangelnder Liebe zwischen ihr und Alexander bestimmt nicht! Die Anziehungskraft zwischen ihnen war nach wie vor magisch, sie liebten sich fast jede Nacht. Und doch wollte sich kein Nachwuchs ankündigen. Was stimmte hier nicht?

Gwendolyn selbst spürte den Wunsch nach einem Kind als schwaches Leuchten in sich, nicht größer als ein Glühwürmchen. Viel stärker war der Wille, niemanden zu enttäuschen. Sie hatte es von Anfang an nicht leicht gehabt mit diesen Schwiegereltern, für die sie die Tochter des Erzfeindes war. Mit einem Kind, einem jungen Wallendorf, konnte sie beweisen, dass Alexander mit ihr die richtige Wahl getroffen hatte.

»Was kann ich tun, damit es endlich klappt?«, fragte sie, nachdem sie auf dem Besucherstuhl vor dem Schreibtisch des Gynäkologen Platz genommen hatte. Sie knetete ihre Finger, spürte die Anspannung wie Eisendrähte in ihren Muskeln und Sehnen.

Der Arzt musterte sie mitfühlend. »Nun, ich kann Ihnen einen Tee mit Frauenmantel, Mönchspfeffer und Himbeerblättern aufschreiben. Manche schwören darauf.« Seine Miene brachte zum Ausdruck, was er von solch pflanzlichen Mitteln hielt. »Aber der bessere Rat wäre zweifellos, dass Sie Ihren Mann zur Untersuchung zu einem Kollegen schicken. Nicht selten liegt es an schlechter Qualität der Spermien, wenn sich kein Nachwuchs einstellt.«

»Ich ... ich ... Mönchspfeffer und Himbeeren, sagten Sie?«

»Blätter.« Dr. Beisenwild richtete seine Brille. »Himbeerblätter. Und Frauenmantel.« Er zog sich den Rezeptblock heran und beugte sich darüber.

Gwendolyn lief es kalt den Rücken herunter bei der Vorstellung, Alexander darum zu bitten, bei einem Urologen eine

Probe seines Samens abzugeben. Sie kannte ihn inzwischen gut genug. Wie leicht war er aus der Balance zu bringen! Ein Zweifel an seiner Zeugungskraft würde ihm zusetzen, vor allem in der aktuellen Situation, wo ihm der Zustand seines alten Herrn überraschend naheging. Nach all den Jahren, in denen sein Sohn nie gut genug für ihn gewesen war, war das ein Wunder. Nein, sie würde ihn nicht zusätzlich mit dieser Angelegenheit belasten, nicht in dieser Zeit. Fürs Erste musste der Tee reichen, auch wenn der Arzt nicht überzeugt klang.

Kurz darauf verließ sie mit dem Rezept die Praxis. Die Apotheke lag zwei Häuser weiter, die Angestellte in ihrem weißen Kittel nahm den Zettel entgegen und mischte in den hinteren Räumen alles entsprechend den Angaben. Der Geruch nach Pfeffer und Honig wehte Gwendolyn in die Nase. Mit dem Päckchen, das die Apothekerin ihr in eine Papiertasche steckte, trat sie zurück auf die Straße, schlug gedankenversunken den Weg zu ihrem Automobil ein.

»Gwendolyn!«

Sie schrak zusammen. Helena! Ihre jüngere Schwester flitzte schon auf sie zu und fiel ihr um den Hals. Wie gut es tat, nach dem ernüchternden Besuch beim Arzt ihren Duft nach Vanille und Wiesenblumen einzusatmen, sie zu spüren. Sie war mit ihren siebzehn Jahren inzwischen ein Stück größer als Gwendolyn, schlank mit feinen Gliedern und einer sommerblonden Mähne, zu einem Knoten geschlungen. Früher hatte sie sich jeden Tag Blumenkränze in die Haare gesteckt, heute tat sie das nur noch bei besonderen Anlässen. Ein Schmuckkamm mit drei Margeriten aus Stoff erinnerte an ihre Kindheit. Sie trug eine moosgrüne Tracht mit weißer Bluse, ihre beste Garderobe, wie Gwendolyn wusste. Sie hatte sich fein gemacht für den Besuch in der Stadt.

»Du bist zur Bank unterwegs?« Helena hatte die Buchhal-

tung auf dem Schinderhof übernommen, nachdem Gwendolyn ihr alles beigebracht hatte.

»Da war ich schon. Ich wollte gleich mit dem Omnibus nach Hause zurück.«

»Nichts da, ich nehme dich natürlich mit.« Der Bus, der neuerdings zwischen Deggendorf und Vilshofen verkehrte, hielt nur an einer Abzweigung, Helena musste die letzten Kilometer durch den Auwald hinauf und an der Isar entlang nach Polderfeld laufen. »Aber wenn du etwas Zeit hast, lass uns doch vorher an die Donau spazieren.«

Helena biss sich auf die Unterlippe. »Ich habe Martha versprochen, gleich wieder heimzukehren. Wir wollten die nächste Tour besprechen.«

Die nächste Tour, natürlich. Für Martha drehte sich immer alles um eine weitere Gelegenheit, der Zuckerindustrie eins auszuwischen. Gwendolyn seufzte – und grinste in der Sekunde darauf. »Ach komm«, neckte sie die jüngere Schwester, »sie wird dir schon nicht den Kopf abreißen.«

Lachend ließ sich Helena mitziehen. Ein Bündel Lebensenergie, irgendwo zwischen Mädchen und Frau, wenngleich es nur eines Wimpernschlags bedurfte, bis das Kindliche ganz verschwunden sein konnte. »Du weißt, dass sie genau das tun würde.« Ein Blitzen trat in ihre Augen. »Und dass *du* mich aufgehalten hast, macht es nicht besser. Aber gut, ich kann mich wehren, wenn es darauf ankommt.«

Mit Helena an der Hand lief Gwendolyn los in Richtung des Flusses. Sie kannte eine Stelle, an der jahrzehntealte Weiden, Linden und Pappeln ihr Blattwerk in den Himmel streckten und ein Teilstück vom Strand beschatteten. Die Sonne malte durch das Geäst Muster aus Licht und Schatten auf die Flussteine und den Sand. Die Schwestern fanden einen gefällten Baumstamm mit morscher Rinde, auf den sie sich ne-

beneinandersetzen. Gwendolyn hakte sich bei Helena unter, während sie die Wellen beobachtete, die ans Ufer plätscherten und Kiesel und Flusspflanzen zurückließen. Für einen Moment tauchte das Bild ihrer Mutter vor ihrem inneren Auge auf, leblos im Bach liegend. Ihre schmerzhafteste Erfahrung. Hätte sie damals nur nicht hinabgeschaut! Der Anblick des gebrochenen Blicks und des sich unter dem Schädel ausbreitenden Blutes hatte sich in ihrem Gedächtnis eingebrannt und überdeckte all die schönen Erinnerungen.

Helena drückte ihre Hand. »Du denkst an sie?«

Der Schmerz um den Verlust der Eltern war die größte Verbindung zwischen den Schwestern. Vor allem der jüngeren fühlte Gwendolyn sich in der Trauer nah. Bei Martha äußerte sie sich in Wut. »Weißt du noch, wie Papa sie immer Donau-nixe genannt hat?«, fragte Gwendolyn flüsternd.

Eine Weile schwiegen sie einträchtig, versunken in ihre Erinnerungen an eine Vergangenheit, in der nicht alles heil gewesen war, aber vieles leichter. Weil man keine eigenen Entscheidungen treffen musste, sondern sich darauf verließ, dass die Eltern dies für einen übernahmen. Schließlich gab Gwendolyn sich einen Ruck. Die Zeit mit Helena war zu kostbar, um sie mit Trauern zu verbringen. »Erzähl, wie geht es euch? Alle gesund?«

»Gesund schon ...« Helena sackte ein Stück in sich zusammen. »Aber an manchen Tagen ist kein Auskommen mit Martha. Ich bewundere Benno für seine Geduld, frage mich allerdings, wie lange ein Mann das aushält.«

»Es kriselt in ihrer Ehe?« Die beiden hatten ein halbes Jahr nach Gwendolyn und Alexander geheiratet. Sie war nicht eingeladen gewesen, hätte aber ohnehin nicht kommen können, nachdem sie den Wallendorfs zugesichert hatte, den Kontakt abubrechen. Wie unfassbar traurig, dass sie und ihre Schwes-

tern diese wichtigen Tage in ihrem Leben nicht miteinander geteilt hatten. Sie hatten viel gemeinsam erlebt, Freude und Sorge, und dann war auf einmal alles für immer vorbei gewesen. Es schnürte Gwendolyn die Kehle zu.

Helena drückte den Rücken durch, richtete sich auf und zuckte die Schultern. »Krise? Ich weiß nicht. Auf jeden Fall lasse *ich* mir ihren Ton nicht gefallen. Aber du kennst ja Benno. Der ist geduldig wie ein Maultier und liebt Martha bis zum Himmel und zurück. Der lässt ihr vieles durchgehen.«

Die Veränderung ihrer älteren Schwester setzte Gwendolyn zu. Sie war vor zwei Jahren noch eine vor Lebenslust sprühende junge Frau gewesen. Das hatte sich, wie es schien, mit dem Tag geändert, als Gwendolyn und Alexander geheiratet hatten. Gwendolyn hatte sie seit ihrem Weggang aus Polderfeld nicht mehr getroffen, aber aus Helenas Erzählungen wusste sie, dass sie das ehrliche Lachen verlernt zu haben schien. Immer war etwas Gezwungenes dabei, etwas Getriebenes. Was für eine schlimme Entwicklung.

»Es ist richtig, dass du dir nichts gefallen lässt.« Sie rückte etwas von Helena ab, um ihr besser in die Augen sehen zu können. »Und du weißt auch, dass du bei den Schmuggelgeschäften nicht mehr mitmachen musst. Es liegt in deiner eigenen Verantwortung, du bist niemandem etwas schuldig.«

Sofort verschloss sich Helenas Gesicht. Sie verschränkte die Arme vor der Brust, um ihre Nase bildete sich ein blasser Hof. »Papa hat es so für uns gewollt.«

»Papa war am Ende nicht weniger verbissen als Martha jetzt.« Gwendolyn ärgerte sich über die Härte in ihrer Stimme. Damit brachte sie Helena gewiss nicht zur Besinnung. »Der Schmuggel wird immer gefährlicher«, fügte sie sanfter, aber drängend hinzu. »Er kann euch ins Verderben stürzen. Und ist es wirklich noch nötig? Unsere Familie hat gutes Geld mit dem

Schleichhandel verdient.« Sie nahm Helenas Hände in ihre. »Mit deinem Wissen um die Buchhaltung findest du inzwischen überall eine andere Arbeit. Und stell dir vor, wie schwer es für dich wird, irgendwann mal einen Mann kennenzulernen. Du wirst ihm nicht ewig verschweigen können, wovon deine Familie lebt. Willst du dein eigenes Glück vom Schmuggel abhängig machen?«

Helena entzog sich ihr. »Behandle mich nicht wie ein Kind. Das bin ich nicht mehr. Ich treffe meine eigenen Entscheidungen. Genau, wie du das getan hast. Ich halte mich an das, was Papa für uns vorgesehen hat. Er wusste immer, was richtig und was falsch ist.«

Helena war diejenige unter den drei Schwestern, die am meisten am Vater gehangen hatte. Ihr hatte er auch ein Übermaß an Liebe und Zuwendung geschenkt, vermutlich, weil sie ihn an seine geliebte Frau erinnert hatte, sie war ihr sehr ähnlich. Gegen einen lebenden Menschen anzukämpfen konnte schwierig sein, gegen einen Toten hatte Gwendolyn keine Chance. In ihrer Trauer verherrlichte Helena den Vater, niemand sollte sich mit ihm messen.

»Ihr plant bereits die nächste Aktion?«

»Wir haben verschiedene Touren vor uns, um das Saccharin unter die Leute zu bringen. Die Scheune ist voll davon. Und demnächst reisen wir in die Schweiz.«

»Du fährst mit, wenn sie das Zeug besorgen?« In der Alpenrepublik wohnten die Brüder Brunner, ihre Hauptlieferanten. Manchmal brachten sie den Süßstoff über die Grenze nach Deutschland und trugen das Risiko, erwischt zu werden. Zöllner Rupert Vogel war erpicht darauf, den Schmugglern das Handwerk zu legen. Obwohl er bislang gegen die Schläue und Verschlagenheit der Brunners den Kürzeren gezogen hatte, war er nicht zu unterschätzen. Manchmal fuhren aber auch die

Schinders über die Grenze und ließen sich in der Schweiz den Armeleutezucker in ausgehöhlten Baumstämmen oder Möbeln verstauen, die sie dann in einem Nervenkrieg zurückbringen mussten. Martha liebte diesen Kitzel, das wusste Gwendolyn. Aber mussten sie nun auch die Jüngste einspannen?

»Ich bitte dich, Helena, lass dich nicht darauf ein. Martha und Benno schaffen das allein. Sie bringen dich nur unnötig in Gefahr.«

Ihrer älteren Schwester war ohnehin nicht mehr zu helfen. Doch Gwendolyn gäbe viel darum, wenn sie wenigstens Helena zum Nachdenken anregte. Die aber stieß ein Lachen aus, das sie aufhorchen ließ. Zum ersten Mal klang eine Spur von Spott mit. Alles Kindliche schien verflogen. »Wir sind diesmal nicht *dienstlich* unterwegs, Gwendolyn. Loris Brunner hat uns zu seiner Hochzeit eingeladen. Wir bleiben ein paar Tage.«

»Martha will den Kontakt festigen«, vermutete Gwendolyn. Nach dem Tod des Vaters drängten andere, den Posten des Schmugglerkönigs einzunehmen. Die Schinders waren auf die Brunners angewiesen. Umgekehrt galt das nicht. Gwendolyn kannte die Schweizer Brüder nicht, hielt aber nach allem, was sie über sie gehört hatte, wenig von ihnen. Sie betrogen ihren Onkel, um sich illegal Saccharin zu beschaffen, das sie nach Deutschland verscherbelten. Wer sagte, dass sie im Falle eines besseren Angebots nicht auch die Schinders hintergingen?

»Es ist wichtig, dass unsere Quelle nicht versiegt«, bestätigte Helena. »Aber ich freue mich auch darauf, mal rauszukommen und Neues zu sehen. Etwas zu erleben.« Sie sprang auf, plötzlich wieder eine fröhliche junge Dame, und wischte sich über den verlängerten Rücken, um ihren Rock zu glätten und die Stücke von der Baumrinde abzustreifen. »Jetzt muss ich los, damit ich den Bus nicht verpasse.«

Gwendolyn erhob sich ebenfalls. »Ich habe doch versprochen, dich zu fahren.«

Helena schüttelte den Kopf, die Lippen ein schmaler Strich. »Ich habe gesagt, dass ich mich wehren kann, wenn Martha mich auf dich anspricht. Provozieren will ich den Streit aber nicht, indem du mich bis vor die Tür chauffierst.«

»Ich könnte im Dorf halten und du ...«

»Der Omnibus reicht mir völlig, Gwendolyn. Belassen wir es dabei.« Sie lief ein paar Schritte, wandte sich um, hob eine Hand. »Und mach dir keine Sorgen. Ich komme zurecht.« Sie wirbelte herum, der Rock flog beim Laufen um ihre Beine.

Das Herz schwer wie ein Felsbrocken schaute Gwendolyn ihr nach. Das Schicksal ihrer Familie lag nicht in ihrer Hand. Schon lange nicht mehr. Und eine eigene hatte sie noch nicht. Könnte sie wenigstens in einer dieser beiden Angelegenheiten mit stärkerer Zuversicht in die Zukunft blicken! Helena folgte Martha, die wild entschlossen war, den Schmuggel fortzuführen. Doch wann hatten Verbissenheit und Wagemut je zu etwas Gutem geführt?